



Leseprobe

Fanny König
**Himmel, Herrgott,
Hirschgeweih**
Ein Dorfkrimi

»Fanny König zeichnet menschliche Charaktere, die auf Anhieb sympathisch sind. Der Kriminalfall ist klug gestrickt, wer der Mörder ist, bleibt bis zum Schluss ein Rätsel.« *Passauer Neue Presse*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 304

Erscheinungstermin: 09. März 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Eine eingeschworene Dorfgemeinde und jede Menge Leichen im Keller

Hauptbrandmeister Wimmer wird tot im Wald aufgefunden – aufgespießt von einem Hirschgeweih. Die Bewohner der kleinen Gemeinde Eichenberg fallen beinahe vom Glauben ab: ein Mörder in den eigenen Reihen? Das kann nicht sein! Dumm nur, dass die sturen Dörfler den ermittelnden Polizisten aus dem fernen München nicht leiden können. Der sieht nur einen Weg, den Fall zu lösen: Er braucht göttliche Unterstützung – und zwar in Form vom beliebten Dorfpfarrer Leopold Meininger und seiner Köchin Maria. Denn die kennen ihre Schäfchen schließlich am besten. Auch die schwarzen ...



Autor

Fanny König

Fanny König kennt sich als niederbayerisches Madl bestens mit dem Zwist zwischen Dörflern und Städtern aus, denn auch sie hat es nach dem Abitur in die große weite Welt gezogen: Nach dem Studium in München lebte sie einige Zeit im Ausland. Inzwischen ist sie zurück in der bayerischen Hauptstadt, wo sie als Redakteurin viele Buchprojekte betreute, bis die Liebe zum Schreiben sie die Seiten wechseln ließ.

FANNY KÖNIG

*Himmel,
Herrgott,
Hirschgeweih*

EIN DORFKRIMI



PENGUIN VERLAG

»Weil a bissl Glück für di no lang net reicht.
Weis'd bei mir bleibst, wenn da beste Freind si schleicht.
Weis'da Herz hast wia a Bergwerk.
Weis'da Wahnsinn bist für mi!«

Danke!

Brunftzeit

Glauben würde einem das keiner, würde man die Geschichte einfach so weitererzählen, so von Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr. Also wirklich nicht. Gott sei Dank aber hatten der Fritzi Hinterbichler und sein Klassenkamerad Bertl Murner ihre Handys immer griffbereit und konnten sofort fleißig Fotos schießen vom Bild des Grauens. Weil, wirklich, man musste es tatsächlich mit eigenen Augen gesehen haben. Oder wenigstens auf dem Telefon hergezeigt bekommen.

Ihr Schulweg, der führte die beiden vierzehnjährigen Burschen tagtäglich zweimal direkt am Eichenberger Wäldchen vorbei. Einmal in der Früh und einmal am Nachmittag, dann nämlich, wenn die Schule aus war. Seit den Sommerferien nutzten sie den Schutz der Bäume regelmäßig für die ein oder andere geteilte Zigarette – obwohl es ihnen noch sehr schwerfiel und auch furchtbar grauslich schmeckte. Aber immerhin waren sie jetzt in der

neunten Klasse, und da sollte man sich schon ein bisschen Mühe geben mit der Coolness und so.

Abwechselnd stibitzten sie das Rauchwerk entweder bei Bertls Vater, dem Reinhard Murner, gern auch zu später Stunde beim Hinterbichler in der Wirtsstube am Stammtisch. Früher oder später wurde da eh immer gestritten, und die Gemüter waren entweder so erhitzt oder so biermüde, dass es überhaupt nicht auffiel, wenn beim Willibecher-Abräumen auch mal eine fast leere Marlboro-Schachtel mit verschwand. Der Fritz, bester Hilfskellner im väterlichen Betrieb, hatte beim Zigarettensklau jedenfalls um Längen die Nase vorn. Aber unter besten Freunden war das eh total wurscht, da rechnete man nicht auf.

An diesem Wochenende hatte beim Hinterbichler-Wirt mal wieder die Jahrestagung samt anschließendem Festschmaus der Feuerwehr von Obereichenberg stattgefunden. Das Vereins-Highlight in jedem Oktober.

Immer dann, wenn sich im Eichenberger Wäldchen die Blätter färbten, es draußen kälter und feucht wurde und einfach nicht mehr so viel brennen wollte, dann hatten auch die Helden des Dorfes einmal Zeit, die Beine von sich und die Hand zum Glas zu strecken.

Abwechselnd tagte man dann entweder beim Vater vom Fritz oder aber im zweiten Eichenberger Wirtshaus, beim Stroblinger. Soweit sich die ältesten Eichenberger zurückerinnern konnten, gab es die beiden gleichermaßen beliebten Bierschänken im Ort und den zugehörigen Wechselrhythmus. Weil, ein bisserl Abwechslung beim Trinkgenuss braucht selbst der gemütlichste Stammtisch.

Und zu diesem Anlass konnte der Fritzi so reiche Beute machen, es hätte locker zu einer eigenen Packung für jeden gereicht. Aber so erfahren waren die Teenagerjungen noch nicht. Heimlich waren sie beide froh über den geteilten Schmauch und ein bisschen weniger Hustenmühen. Das Rauchtraining gehörte aber einfach dazu zum Erwachsenwerden, und so bogen sie am Montag in der Früh, wie immer, gleich hinter dem kleinen Marienaltar am Eichenberg rechts in den Wald ab. Ein paar Hundert Meter den Kiesweg entlang und dann ab ins Unterholz. Auf halbem Weg Luftlinie zum Max-Rainer-Gymnasium thronte da, seit Jahren verlassen, der alte Hochsitz vom Leitner-Jäger. Karl Leitner hatte sich längst etwas Bequemes und Moderneres weiter oben im Revier aufgestellt. Aber das morsche Relikt faulte immer noch ungenutzt und einsam vor sich hin, und außer dem Fritzi und dem Bertl verirrte sich schon lange keine Menschenseele mehr dorthin. Bis zu diesem Montagmorgen ...

Oder besser gesagt, bis irgendwann kurz vor diesem Montagmorgen. Denn das, was den beiden dann plötzlich um sechs Uhr dreißig im Dämmerlicht das Blut in den Adern gefrieren ließ, hatte sich schon seit längerer Zeit nicht mehr bewegt.

Dem Fritzi fiel vor lauter Schreck die Kippenschachtel samt Feuerzeug aus der Hand, und der Bertl hat gleich den ganzen Nutella-Toast vom Frühstück wieder ausgespieben, so grausig war das Bild, das sich ihnen da am Jagersitz bot.

Noch im feinsten Uniformszwirn und mit der Feuer-

wehrmütze schief auf dem Schädel lehnte Hauptbrandmeister Ludwig Wimmer an der Leiter, die zur Kanzel hochführte. Mit den dicken Wurstfingern seiner rechten Hand hielt er sich an der selbigen fest, der linke Arm hing steif und leblos nach unten. Steif und leblos, das beschrieb auch den Rest vom Wimmer Ludwig ziemlich genau. Sein schwerer Quadratschädel hing quer zwischen zwei Sprossen, die Augen waren weit aufgerissen und stierten glasig ins Leere. Aus dem Mund, in den zu Lebzeiten zu jeder sich bietenden Gelegenheit einbahnstraßig Bier und Schweinsbraten gewandert waren, quoll fleischig schwarz-blau die Zunge.

Was oben reingeht, muss irgendwann unten raus, selbst beim fettesten Wanst. Und scheinbar waren die Speicher vom Feuerwehrhauptmann kurz vor seinem Tod randvoll gewesen, denn die persönliche Entleerung war sozusagen seine letzte Amtshandlung gewesen. Die wollgraue Anzughose hing ihm zwischen den Beinen am Waldboden, ebenso die lang schon nicht mehr weiße Unterhose mit den deutlich sichtbaren gelben Spuren aus dem finalen Einsatz vom Wimmer-Schlauch. Der war Gott sei Dank gut unter der enormen Wampe und den Hemdszipfeln versteckt, und sein Anblick blieb den Buben erspart. Aber wer weiß, vielleicht wäre der Feuerwehrzipfel ihnen sogar lieber gewesen als das, was es sonst noch zu sehen gab im Morgengrauen des Waldes.

Der Wimmer war nämlich nicht allein gewesen in seinen letzten Minuten. Der König des Waldes hatte ihm beim Ableben Gesellschaft und, so wie es aussah, sogar ein

wenig Hilfe geleistet. Was den fetten Hauptbrandmeister nämlich so stabil an der Leiter hielt, war das stolze Geweih eines ausgewachsenen Zwölfenders, welches sich fest und blutig durch den Janker in seinen Rücken gebohrt hatte. Das mittlerweile getrocknete Blut hatte die Anzugjacke rund um das Horn dunkel gefärbt. Die spitzen Enden verschwanden tief im Männerrücken. Von einem Mordsdrom-Hirsch war der Wimmer von hinten durch die Brust aufgespießt worden, so was hatten die beiden Burschen wirklich noch nie gesehen.

Wie dem Wimmer so hing auch dem Viech die todesdunkle Zunge aus dem Maul, und die großen braunen Augen starrten auf das gleiche Nichts. Der Hirsch war so tot wie der Wimmer, das sah man nicht nur am starren Blick, sondern eindeutig an der schrotzerfetzten blutigen Flanke, an der sich schon fleißig die Fliegen versammelten. Trotz kühler Oktoberluft war der Gestank bestialisch, Fäkal-Geruch von Tier und Mensch, das rostige Blut dazu – kein Wunder, dass das Bertl-Frühstück nach oben gedrängt hatte.

»Der Wimmer ...«, mit dem Ärmel wischte sich der Bertl die Spucke aus dem Gesicht.

»... beim Pissen vom Hirsch erstochen«, flüsterte der Fritz, ohne den Blick von der Todesszenerie zu wenden. »Gibts des?«

»Ich hab gar nicht gewusst, dass die so was können ...« Der Bertl schluckte einmal tief. »Ich dachte, das sind Fluchttiere.« Fragend sah er den Fritz an, der wusste doch eh immer alles ein wenig besser.

»Was hatte der überhaupt hier zu suchen?«, murmelte der Fritzi mehr zu sich selbst als zum Bertl.

»Der Hirsch?«

»Nein, du Depp, der Wimmer. Schau, der hat immer noch die Uniform an, vom Samstag. Vom Feuerwehrfest. War der die ganze Zeit hier im Wald?«

»In *Bambi*, da sind die alle voll lieb. Da tun die keinem was.«

Ein bisserl irritiert sah der Fritzi über die Schulter zu seinem Freund, der offenbar gerade mit seiner Vorstellung vom Tierleben zu kämpfen hatte. Kein Wunder, dass der letztes Jahr sitzen geblieben war, der Hellste war er wirklich nicht.

»Aber ...« Der Bertl kratzte sich den Kopf und kniff angestrengt die Augen zusammen. »... der Hirsch ist ja total tot. Wie kann der denn den Wimmer aufspießen? Und der tote Wimmer kann ja nicht den Hirsch erschießen, oder? Wie soll das denn gehn? Das passt doch überhaupt nicht zam. Das kann ja eigentlich so gar nicht sein ...« Er sah aus, als würde ihm gleich der Kopf platzen vor lauter angestrengtem Ums-Eck-Denken. Aber der Bertl hatte ausnahmsweise mal recht, musste selbst der Fritzi zugeben. Der mausetote Wimmer beim Pissen aufgespießt von einem toten – falsch –, von einem erschossenen Hirsch, das sah nicht nur ziemlich unglaublich aus, das war auch rein logisch eine Sackgasse.

»Wer hat den Hirsch erschossen? Ha? Was meinst?« Der Bertl zupfte an Fritzis Jackenärmel. »Hm? Wer war das?«

»Bertl, keine Ahnung! Woher soll ich das wissen? Aber wer auch immer das war, der kann uns sicher erklären, warum des Viech kein Fluchttier war und was der Wimmer seit Samstagnacht im Wald getrieben hat. Und jetzt geh her und mach ein Foto, des glaubt uns sonst nämlich kein Mensch«, sprach der Fritzi und zückte sein Handy. »Und dann nix wie weg, sonst denkt am End nur wieder einer, wir wären schuld an der Sache.«

II

Parkverbot

»Vierzig Kilo Kartoffeln, zehn Kilo Zwiebeln, fünfzehn Kilo Leberkäs, zweihundert Weißwürst, zwanzig Liter süßer Senf, hundertfünfzig Semmeln, hundertfünfzig Brezn ...«

Hochwürden Leopold Meininger kratzte sich mit dem Kugelschreiber den Hals unter dem recht engen Kollar. Dass die Dinger auch immer so furchtbar jucken mussten, frisch aus der Wäsche. Und wie der zwickte, dieser Priesterkragen, viel zu eng. Vermutlich hatte er die letzten Wochen doch ein wenig zu oft zum Apfelkuchen gelangt. Aber frisch aus dem Backofen war der auch wirklich zum Niederknien. Da konnte kein Heiliger nicht widerstehen. Die Maria war einfach eine verboten gute Pfarrersköchin. Mmmmh ... dieser Apfelkuchen. Vielleicht sollte er sie später noch bitten, einen in den Ofen zu schieben. Nur einen ganz kleinen, und ab morgen, da würde er dann enthaltsam bleiben. Der Pfarrer brummte glücklich, das Wasser lief ihm im Mund zusammen.

Aber jetzt erst einmal auf die Liste konzentrieren. Ein letzter Check, damit am Wochenende beim Pfarrfest auch ja niemand hungrig nach Hause gehen würde. Eigentlich sollte das mittlerweile Routine sein, diese ganze Planerei. Über zwanzig Jahre war der Leopold Meininger nun schon Pfarrer von Eichenberg und den beiden zugehörigen Gemeinden in Ober- und Untereichenberg. Und seitdem gab es immer zum Novemberanfang, gleich nach Erntedank und noch vor den Weihnachtsfestivitäten, das traditionelle Pfarrfest. Aber jedes Jahr aufs Neue überkam den Geistlichen kurz vorher die große Panik, dass es zu wenig zu essen geben könnte. Heiliges Amt hin oder her, vor dieser niederbayerischen Unsitte schien keiner gefeit zu sein, nicht einmal Hochwürden selbst. Dabei war noch niemals jemand von diesem Fest mit Hunger nach Hause gegangen. Ganz im Gegenteil. Bergeweise wurden die Kuchen der Landfrauen und die Reste vom Feuerwehrspanferkel für die Daheimgebliebenen eingepackt und abends dann nach Hause geschleppt. Damit auch ja eine jede fußlahme Oma und jeder katarrhkranke Rotzlöffel was erwischte vom Schweinderl und den berühmten Zwetschgenbavesen der alten Schneitnerin.

Kein Grund zur Sorge also, die Speisung der Fünftausend hatte noch in jedem Jahr funktioniert. Aber: Vertrau auf Gott und eigene Kraft. Das war Meiningers Motto, und damit war er immer gut gefahren. Also lieber selbst noch mal durchzählen im Kopf. Knapp vierhundert Eichenberger und ein bisserl Umländer hatten das Pfarrfest im letzten Jahr besucht, rammelvoll war die Turnhal-

le der Hauptschule gewesen, von zehn Uhr vormittags bis elf am Abend, als sie die letzten gemütlichen Hocker endlich rausgekehrt hatten.

Das Weißwurstfrühstück und der Frühschoppen ein voller Erfolg, die hundert Weißwurst weg wie nix, das Bier wäre ihnen beinah um Mittag schon ausgegangen, wenn nicht die Feuerwehr den Privatvorrat freigegeben hätte. Der Nachmittag wie immer ein Grill- und Kuchengelage. Als gäbs das ganze Jahr nichts zu essen. Die Schlangen an den Ausgabetheken meterlang, die Biertische in der Halle bis auf den letzten Platz voll besetzt. Aber, da ließen sich die Leute nichts nachsagen, auch die Spendenkassen jedes Jahr bis zum Rand gefüllt. Einen Großteil der neuen Kirchenglocke hatte das Fest eingespielt, und für die Abenteuerlandschaft vom Kindergarten hatte es auch noch gereicht. Richtig stolz war der Meininger auf seine Schäfchen, die hatten sich noch nie nicht lumpen lassen, wenn es um einen guten Zweck ging. Hoffentlich würde sich das dieses Jahr wiederholen. Nachdenklich kaute er auf seinem Schreiber. Es ging nämlich nicht um beheizbare Kirchenbänke oder den Zuschuss zu einer Pilgerfahrt nach Rom, diesmal sollte alles Geld ganz privat einer vom Schicksal hart getroffenen Familie helfen oder, besser gesagt, was davon noch übrig war nach dem großen Unglück. Der Meininger betete zu Gott, dass das Mitgefühl bei seiner Gemeinde groß genug war, um den Geldbeutel weit zu öffnen. Die Hasleitner Erna konnte wirklich jeden Cent gebrauchen nach dieser furchtbaren Geschichte im Sommer.

Leise klopfte es an der Tür zu seinem Arbeitszimmer.

»Herein.«

Tief aus den Gedanken gerissen, wusste er trotzdem sofort, wer da um Einlass bat, und seine Sorgenfalten lösten sich ganz plötzlich in Luft auf. Die Tür öffnete sich einen Spalt, und die gute Seele des Hauses steckte den Kopf in sein Büro hinein.

»Herr Pfarrer, hätten Sie kurz eine Minute?«

Vor vielen, vielen Jahren, als Leopold Meininger, gerade frisch geweihter Priester, nach Eichenberg gekommen war, hatte er Maria Huber sozusagen als Bestandteil der Inventarliste des Pfarrhauses übernommen, zusammen mit den Möbeln, dem alten Moped seines Vorgängers und einem rostigen Radl. Die Maria war mit Abstand und ohne Zweifel das Beste auf dieser Liste.

Bei einem tragischen Autounfall hatte die damals Neunundzwanzigjährige ein Jahr zuvor ihren Mann und die kleine Tochter verloren und den Trost über dieses Unglück im Dienst für die Kirche und die Gemeinde gesucht. Heiraten, das wollte sie nicht mehr, neue Kinder konnten ihr das verlorene nicht ersetzen, und so hatte sie sich kurzerhand um die offene Stelle der Haushälterin beworben. Noch heute hatte der Pfarrer höchsten Respekt für diese resolute Entscheidung.

Aber so war die Maria in allen Dingen des Lebens. Praktisch, pragmatisch und mit einem großen Herzen, auch wenn sie das ganz gut verstecken konnte. Fleißig war sie

für drei, und manchmal dachte der Leopold schon, dass sie vielleicht der bessere Pfarrer geworden wäre. Jedenfalls hatte sie ihn nie spüren lassen, wie schwer diese ersten einsamen Jahre gewesen sein mussten, ganz im Gegenteil. Gerade dreißig und noch recht grün hinter den heiligen Ohren, war er damals über die Kirchenstufen, oft auch den Talar und noch öfter über die eigenen Füße gestolpert, und immer war die Maria zur Stelle gewesen, um ihn vor Schlimmerem zu bewahren. Als »echte« Eichenbergerin in fünfter Generation kannte sie alle politischen und familiären Ränke in der Gemeinde und den umliegenden Höfen. Über Intrigen und Gerüchte war sie meist schon informiert, bevor das Gerede überhaupt begann, selbst aber konnte sie schweigen wie das tiefste Grab.

Womit der Meininger sich damals ihr Wohlwollen verdient hatte, das war ihm bis heute ein Rätsel, und fragen hätte er sich niemals nicht getraut. Zweiundzwanzig Jahre lang hatte er den helfenden Engel stattdessen täglich in seine Gebete eingeschlossen und dem Herrgott für diese schicksalhafte Fügung gedankt.

Über die Jahre waren mit jeder Rohrnudel, jedem Apfelkuchen und jedem Sonntagsbraten die Dankbarkeit und ein wenig auch der Bauchumfang gewachsen. Sodass er seine mittlerweile recht stattliche Figur zum großen Teil der Fürsorge von Maria Huber zu verdanken hatte. Viele Höhen und Tiefen hatten sie miteinander erlebt, Hochzeiten, Beerdigungen, Taufen und jedes Jahr natürlich eine Erstkommunion. Tausende von Unterhosen, Strümpfen und Talaren hatte die Maria ihm schon gewaschen, ge-

stärkt und gebügelt, ohne eine Miene zu verziehen, und mindestens einmal im Winter ihn durch eine gemeine Erkältung gepflegt. Es gab, neben seiner Mutter – der Herrgott möge ihrer Seele gnädig sein –, niemanden, der ihn besser kannte. Und vielleicht gerade deswegen wahrten sie beide eine schon fast altertümlich wirkende Distanz. Obwohl sie vom Alter her gar nicht so weit auseinanderlagen, wurden Form und Haltung in ihrer Beziehung ganz großgeschrieben. Vielleicht lag es aber auch einfach daran, dass sie beide nur zu gut wussten, wie weh es tat, jemanden ein bisserl zu gern zu haben ...

»Mei, Hochwürden, wie schau Sie denn aus?« Die Maria starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

Leopold Meininger blickte von seiner Liste auf und runzelte fragend die Stirn.

»Herr Pfarrer, Sie sind ja über und über blau! Der ganze Mund, mei, und der Kragen! Der war noch ganz frisch!«

Ohne auf ein weiteres »Herein« oder »Bitte, treten Sie doch näher« zu warten, stapfte die Maria in sein Büro und riss ihm aufgebracht den Kugelschreiber aus den blauen Fingern. Sinnierend kauend hatte er mal wieder die Patrone erwischt und sich den ganzen Mund und beim Halskratzen auch noch die halbe Talar montur voll Farbe geschmiert. Scheiße.

»Herr Pfarrer ...«

Sie fuchtelte mit dem spuckefeuchten Ding vor seinem Gesicht in der Luft.

»Herr Pfarrer, ich hab Ihnen schon hundertmal gesagt, dass Sie nicht auf den Stiften beißen sollen. Herrgottsakra, furchtbar ist das mit Ihnen. Tag und Nacht müsst man auf Sie aufpassen.«

Ihr Blick wurde ein ganz kleines bisschen milder.

»Denkens doch an Ihre schönen Zähne.«

Dann grub sich aber sofort die Zornesfalte wieder auf ihre Stirn.

»Und wenn schon nicht an sich, dann denkens vielleicht wenigstens an mich! Wissen Sie eigentlich, was das für eine Arbeit ist, die Tinte aus dem weißen Drum zu waschen?«

Wortlos und recht schuldbewusst schüttelte er den Kopf. Wie ein kleiner Bub saß er da und schaute auf seine blauen Finger.

»Sie wissen ganz genau, wie teuer das ist, wenn wir unterjährig in der Diözese Gwand für Sie bestellen müssen. Aber dass ich Sie mit einem dreckigen Kragen in die Kirch gehen lass, na, des lass ich mir nicht nachsagen ... wo kommen wir denn da hin.«

Jetzt musste sich der Tintenverbrecher schnell einen Themenwechsel einfallen lassen, denn hatte sich die Maria erst einmal in Rage geschimpft, konnte das ewig gehen. Da kam man gern mal vom Hundertsten ins Tausendste, und die letzte wehrlose Einzelsocke wurde noch als Corpus Delicti für die geistliche Schlamperei hinterm Kastl hervorgezogen. Aber sie hatte halt leider recht, die Maria. Als heiliger Junggeselle hatte Leopold Meininger nie die liebevolle Umerziehung zur Ordentlichkeit genos-

sen, die einem normalen Mann im Laufe seines Lebens zuteilwurde. Nie gab es ein Busserl fürs Geschirrspüler-ausräumen oder ein liebes Wangenstreicheln fürs Limokistenschleppen. Keine nächtlichen Abenteuer als Dankeschön für zweimal verbrannte Schinkennudeln, die man der Freundin gezaubert hatte, aber auch keine kalte Schulter fürs wiedermal-nicht-Wäschetrennen oder einen sauberen Anschiss fürs x-te Mal Müllstehenlassen.

Aus den Fittichen der mütterlichen Fürsorge war er schnurstracks in katholische Wohnheime und Klosterdomizile gezogen und dann, ohne Umwege, direkt in die Obhut von der Maria Huber übergeben worden. Keine Chance auf Eigenständigkeit oder das Erlernen autarker Reinlichkeit. Was das alltägliche Haushaltsleben anging, da war der Leopold, das musste er leider selbst zugeben, ein recht hilfloser Volldieb.

»Grad eben hab ich oben die dreckige Wäsche aus Ihrem Schlafzimmer geholt. Auf Ihrem Nachttisch stehen auch schon wieder drei leere Wasserflaschen. Morgen kommt der Limofahrer, der berechnet jedes Mal ein Pfand, wenn eine fehlt. Nehmens die leeren doch einfach wieder mit runter in der Früh, das kann doch nicht so schwer sein, oder? Oder?«

Und schon waren sie volle Fahrt in Richtung tausendste Meininger-Sünde unterwegs. Um Himmels willen, bloß nicht, dann wäre der Vormittag dahin.

»Meine Schuld, meine Schuld, meine große Schuld!« Er setzte seinen mitleidigsten Büberblick auf. »Darum bitte ich die gnädige Maria um Vergebung.« Linke Augenbraue

nach oben, Dackelstirnfalten und fest hoffen, dass es ausreichte, um den Putzteufelszorn zu besänftigen. Ein, zwei Sekunden dauerte es, doch dann zogen die Sturmwolken von dannen, und der häusliche Frieden war wiederhergestellt.

»Sie haben schon wieder Angst, dass am Wochenend alle verhungern, gell?« Tatsächlich, ein kleines Lächeln stahl sich auf Marias Lippen. »Ich kenn Sie doch! Hocken seit Stunden hier im Kammerl und zählen die Leberkäsemmeln durch. Herr Pfarrer, das wird sowieso wieder alles viel zu viel, wie jedes Jahr. Machens doch nicht immer so ein Gschiss.«

Sie warf einen letzten säuerlichen Blick auf den malträtierten Kugelschreiber und stopfte ihn in die Tasche ihrer geblühten Kittelschürze.

»Den nehm ich mal besser mit, gescheiter ists. Und jetzt muss ich aber in die Küche, s' Mittagessen macht sich schließlich nicht von allein.« Sie drehte sich zur Tür und war schon fast aus dem Zimmer, als ihr doch noch was einfiel.

»Mögens nachmittags noch an Apfelkuchen? Die Gschwendtnerin hat einen ganzen Eimer Äpfel vorbeigebracht heut Vormittag. Ein bisserl runzelig sinds schon, die meisten, aber für einen Blechkuchen allerwei noch gut. Mit einer frischen Sahne dazu ...?«

Der Leopold nickte ganz versonnen und nahm sich furchtbar fest vor, eine jede leere Flasche zukünftig brav in die Küche zu tragen und nie mehr am Kugelschreiber zu knabbern.

»Das wäre ganz wunderbar, liebe Maria, ganz wunderbar.«

Beide lächelten, der Sünder und die Barmherzige, die Welt war wieder in Ordnung, und der Meininger konnte weiter Brot und Fische aufaddieren.

Grad war der Kopf wieder bei der Liste, als die Tür noch einmal aufgerissen wurde. Diesmal ganz ohne Klopfen und Anfragen, ob es auch recht wäre.

»Herrgott!« Entfuhr es der Maria. »Jetzt hätt ich es beinah vergessen. Sie haben mich ganz durcheinandergebracht mit ihrer ewigen Schlamperei. Die Apothekerin hat angerufen, sie sollen sofort runterkommen zum Dorfplatz. Am Marienbrunnen wird sauber gestritten. Irgendwas mit dem neuen Polizisten schon wieder. Der will tatsächlich die Veteranen einsperren, hats gsagt, die Frau Liebig.«

Beide Augenbrauen zog der Pfarrer steil fragend nach oben. Aber seine Köchin zuckte nur die Achseln.

»Ja, brauchens mich gar nicht so anschauen, Hochwürden. Ich verzähl auch nur so, wie ichs gehört hab. Scheint ganz schön drunter und drüber zu gehen. Am besten, Sie schau nach dem Rechten, bevor die alten Herren den armen Kerl erschlagen. Nicht dass es furchtbar schad wäre drum ...«

»Maria, Maria, ein jeder ist ein Schäfchen des Herrn.«

»Ja schon, aber manch einer ist dann doch eher ein ausgewachsenes Schaf. Und der, der ist sogar ein totaler Hirsch!«

Leopold Meininger musste sich ganz gewaltig zusam-

menreißen, um nicht zu lachen. Der Humor von seiner Maria war wirklich ... na ja.

Polizeiobermeister Simeon Hirsch hatte es als Münchner, als echter Ausländer sozusagen, in der Gemeinde schon schwer genug, der unglückliche Nachname eine doppelte Steilvorlage für schlechte Witze aus allen Ecken. Hätte »der Hirsch«, wie ihn die meisten Eichenberger seit dem depperten Vorfall mit dem verlorenen Schneitner-Opa hinter und vor seinem Rücken nannten, ein kleines Schmerzensgeld für jeden Namenswitz verlangt, er könnte mit seinen zweiunddreißig Jahren vermutlich schon in Frühruhestand gehen.

Und furchtbar schad wäre es ja nicht, dachte der Leopold für sich ganz genau das, was die Maria so frech ausgespuckt hatte. Aber Schäfchen ist nun mal Schäfchen, und so faltete er sorgfältig seine Delikatessenliste in die Aktenmappe und unterbrach, wieder einmal, die Bürostunde. Das Amt des Friedensstifters war gerade in den kleinen Gemeinden nicht zu unterschätzen. Das Letzte, was er so kurz vorm Pfarrfest brauchen konnte, war ein von fünfzehn Hackelstecken erschlagener Dorfpolizist. Seufzend griff er nach seinem Mantel und machte sich auf, um einmal mehr Schlimmeres zu verhindern.

»Herrgottsakra, nimmst du jetzt deine greislichen Finger von meinem Rollator weg, du Hundskrüppel!«

Der Meininger konnte das Kriegsgebrüll der Veteranen laut und deutlich durch die Gassen hören, bevor er über-

haupt auf den Dorfplatz eingebogen war. Die Apothekerin hatte nicht übertrieben, da ging es richtig zur Sache, keine Gefangenen. Er trat fester in die Pedale seines Fahrrads und strampelte mit wehendem Talar in Richtung Frontgeschehen.

»Ja, was fällt denn dir überhaupt ein, sag einmal, du damischer Hirsch, du!«

»Für Sie immer noch *Herr* Hirsch, wenn ich bitten darf!«

Hätte der Meininger nicht beide Hände eisern um den Lenker seines immer schneller werdenden Fahrrads geklammert, er hätte sie über dem Kopf zusammengeschnitten. Die Maria hatte schon recht, der Hirsch war wirklich ein selten dummer Hirsch. In unglaublichem Affenzahn schoss er um die letzte Häusercke und rumpelte vor lauter Schwung beinahe in die kleine Gruppe an Schaulustigen, die sich bereits vor dem Zeitungsladen vom Anzinger versammelt hatte. Ganz vorne in der ersten Reihe natürlich die Apothekerin Marion Liebig, ihre Neugier furchtbar schlecht getarnt durch Hilfsbereitschaft, diese alte Sensationsnudel. Und wer passte in der Apotheke auf, dass keiner die Tablettenschubladen ausräumt? Aber für diese Randproblematiken war jetzt gerade keine Zeit. Es galt, den Bürgeraufstand niederzuschlagen, bevor Apothekerin Liebig ihre Heftpflasterbatterie zum Einsatz bringen musste.

»Der Pfarrer ist da, Gott sei Dank!«

»Na endlich ...«

»Stehts um, machts Platz, lassts doch den Pfarrer mal durch.«

